

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 11 — Sonntag, den 14. März 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Aus der Geschichte der Gemeinde Gelsenau

Vom Rittergut zum Rathaus.

Nein, das können wir Gelsenauer freilich nicht, dem ortsfremden Besucher ein neues, stattliches Rathaus zeigen, das in seiner Größe und in seinem Aufbau die Bedeutung der Gemeinde sinnfällig offenbart. Mancher, der unsern Ort in seiner ganzen Länge von sechs Kilometern durchwandert hat, mag am Ende gar nichts von unserem Rathaus bemerkt haben. Trotz-



Das Rathaus mit Spar- und Girokasse im neuen Gewand.

dem sind wir auf unser altes Rathaus nicht weniger stolz als manche Nachbargemeinde auf ihren Neubau.

Ist's nicht ein prächtiger und friedlicher Winkel, unser Rathausplatz mit seiner frischen Grünfläche, dem Schutzwall der dunklen Schieferdächer, über die die alten Linden gucken, mit dem Hofwallteiche, auf dem sich die stolzen Schwäne und das unterhaltsame Entenvolk tummeln, mit der schattigen Insel, deren Bänke im Sommer zu einem bequemen Ruhestündchen einladen?

Und nun tritt einmal durch das wuchtige Portal, das als Krönung, in Stein gehauen, den Hirsch, das Wappenbild unseres Ortes trägt! Seit dem großen und sehr notwendigen Umbau unseres Rathauses, der im Jahre 1935 unter der Leitung unseres Bürgermeisters Krödel stattfand, kann sich auch das Innere des Verwaltungsgebäudes sehen lassen. Handwerkliches Können schuf die schwer gearbeiteten Türen, die eichene Geschoßstreppe; zwei Treppenhause Fenster in Bleiverglasung, gestiftet von der Landwirtschaft, von Gewerbetreibenden und Fabrikanten, weisen mit ihren vier Handwerkswappen auf die vier wichtigsten Erwerbszweige unseres Ortes hin, auf das Bauerntum, das unser Gelsenau gründete, auf Handel und Gewerbe, Strumpfwirkerei und Spinnerei. Das Grün lebender Pflanzen in der Bandnische trägt etwas von dem grünen Ring herein, der unser Rathaus umhegt. Uebersichtlich angeordnet, deutlich und deutsch beschriftet sind die Verwaltungsräume.

Unser Rathaus ist aber dieses Gebäude noch in einem anderen Sinne. Denn es birgt in sich eine jahrhundertalte Ueberlieferung, die herrührt aus den fernen, vergangenheitsdunklen Tagen, in denen unser Ort durch deutschen Bauernfleiß „auf

wilder Wurzel“ erwuchs und die fortstößt durch alle Zeiten der Freude und der Not bis in unsere Gegenwart. Unser Rathaus war einst wie heute das Herz der Gemeinde, in dem Wünsche und Sorgen zusammenströmten und aus dem Rathschläge, Hilfsmaßnahmen, Anordnungen hinausfloßen. War doch unser Rathaus einstmal der uralte Rittersitz Gelsenau.

Die erste urkundliche Nachricht, die unsern Ort erwähnt, stammt aus dem Jahre 1273 und verrät uns, daß der Ort ein Rittergut besaß, nach dem sich eine adlige Familie „von Gelsenau“ nannte. Damals also schon, kurz nach der Gründung unseres Dorfes, war dieser Hof der Mittelpunkt der Gemeinde. Schon um 1300 herum haben die Gelsenauer ihr Stammgut aufgegeben. Die Herren von Delsnitz folgen ihnen im Besitz. 1533 verkauften sie, die jetzt nur noch das Gut mit der Nordhälfte des Dorfes besaßen, ihren Besitz an die Herren von Schönberg. Einer der letzten Herren Gelsenaus aus dem Hause Delsnitz, Friedrich von der Delsnitz, ging nach Ostpreußen, ward Obermarschall dieses Herzogtums und einer der reichsten unter den Grundbesitzern seiner neuen Heimat. Das Geld, das er aus dem Verkauf von Gelsenau gewonnen hatte, ließ er sofort sei-



Das alte Rittergut vergangener Tage.

nem Landesherrn, dem Herzog Albrecht von Preußen, zum Ausbau seines Staates, des deutschen Vorpostens gegen andringendes Slawentum.

1621 erwarben die Schönberge auch die Südhälfte des Ortes. Der Name Schönberg hatte einen guten Klang. Und reich waren sie! In nächster Nähe besaßen sie Thum mit dem Oberdorf und Jahnsbach (das Rittergut Gelsenau war damals Verwaltungsmittelpunkt für diesen ganzen Bezirk), weiterhin aber finden wir sie auch als Besitzer mancher anderen Stadt, manches Schlosses und Gutes. Schönberge saßen auf Stollberg und Niederzönitz, auf Limbach und Frohna, auf Frankenberg und Sachsenburg, Pürschstein mit Sanda und Frauenstein, Biberstein, Reinsberg und Rothschönberg. Heute noch sind einige dieser Güter in ihrem Besitz. Die Egulantendörfer Klein-, Nieder- und Oberneuschönberg bei Olbernhau bezeugen mit ihrem

Namen, daß sie auf Schönbergischem Grund und durch Schönbergischen Willen entstanden sind.

Aufs engste hingen in jenen Jahren, da die mittelalterlichen Bindungen zwischen adeligem Rittergutsherrn und Bauern sich noch nicht gelockert hatten, beide zusammen. Ins Rittergut brachte der Bauer in Notzeiten seine Wünsche und Sorgen, hier suchte er Hilfe gegen Ungerechtigkeiten, hierher trug er aber auch seinen Erbzins, den er als Untertan zu zahlen hatte, die Jagd- und Baufrongelder, die Mist- und Staudegelder, durch die er sich von einzelnen Frondiensten losgekauft hatte, die Senzen- und Sichelfrongroschen, den Holzzins und das Botenlaufgeld. Im Rittergutshof wurden Zinsorn und Zinshafer alljährlich von jedem Hüfner des Ortes abgeladen, hierher brachte er die alten und jungen Zinshühner; denn auch Sachsteuern hatte er der Herrschaft zu entrichten.

Hier sammelten sich Bauern, Gärtner (Kleinbauern) und Häusler zur Fronarbeit auf des Herrn Feldern, wenn sie durch die beiden vom Herrn eingesetzten Richter (Gelenau bestand damals aus zwei Gemeinden!) dazu befohlen worden waren. Ja, Arbeitskräfte wurden gebraucht. Denn die Herrschaft hatte es verstanden, durch Käufe ihren Besitz wesentlich zu vergrößern. Ihr gehörte außerdem das Vorwerk im Oberdorf (an der Stelle des König-Albert-Heims) mit drei Nachbargütern, das Lehngericht usw. Ums Jahr 1880 war etwa ein Drittel der Flur Gelenau im Besitz der Familie von Schönberg.

Ins Rittergut hatten Gärtner und Häusler ihre heranwachsenden Jungen und Mädels zum zweijährigen Gesindezwangsdienst zu stellen. Aus dem Rittergut hatte der Trinklufte im Ort fein Bier zu beziehen.

Gleichzeitig war aber das Rittergut auch der gerichtliche Mittelpunkt des Ortes, besaßen doch die Schönberge sogar das Recht über Hals und Hand, Stock und Galgen in ihren Dörfern. Von dieser letzten Einrichtung scheinen sie erfreulicherweise aber nur wenig Gebrauch gemacht zu haben. Anfangs übten die Gutsherren die Gerichtsbarkeit, unterstützt von den aus dem Ort stammenden Richtern und Gerichtschöppen, persönlich aus; später übertrugen sie dieses Amt dem Juristen einer Nachbarstadt. In der Gerichtsstube des Rittergutes mag mancher, der es mit den Gesetzen nicht allzu genau genommen hatte, abgerichtet worden sein; im Gefängnis, das zeitweise in einem in den 1820er Jahren abgebrochenen Gebäude auf der Teichinsel untergebracht war, konnte er über Recht und Unrecht in aller Stille nachdenken.

Schließlich lösten sich die Bindungen zwischen den Herren von Schönberg und unserer Gemeinde. Nur vorübergehend hielten sie sich noch in Gelenau auf; das Rittergut unterstellten sie einem Verwalter oder verpachteten es. Mit Beginn

des Jahres 1837 fielen die Frondienste, mit denen es die Gelenauer in der letzten Zeit bestimmt nicht mehr übermäßig ernst genommen hatten. Wenige Jahre später ging die Gerichtsbarkeit auf die staatlichen Gerichte über, und damit hatte sich auch der Untertaneneid erledigt, den sonst alle Gelenauer in feierlicher Stunde jedem neuen Herrn im Rittergute geschworen hatten.

Auch wirtschaftliche Beschwernisse ließen wohl die Freude der Herren von Schönberg an ihrem Gute Gelenau sinken. Die Schafzucht ging zurück; die Rittergutsbrauerei stellte Ende der 60er Jahre ihren Betrieb ein; die um diese Zeit eingerichtete Spiritusbrennerei lohnte ebenfalls nicht recht. Brände zerstörten 1855 im Vorwerk Schafstall und Scheune, am 11. August 1873 die nach Norden und Westen gelegenen Wirtschaftsgebäude des Rittergutes selbst. Ein Schloßwetter verursachte 1882 bedeutenden Schaden. Kurzum, die Herrschaft war einem Verkauf ihres Gutes nicht abgeneigt.

Das Vorwerk wurde 1900, das Lehngericht 1904 abgestoßen. 1907 bot Herr von Schönberg der Gemeinde das Rittergut zu günstigem Preise an. Gelenau nahm das Angebot an und erwarb das Rittergut mit etwa 125 Hektar Grundbesitz am 18. Dezember 1907 für 125 000 Mark. Eine bessere Lösung dieser jahrhundertelangen Beziehungen zwischen Dorf und Gutsherrschaft hätte sich kaum denken lassen können. Daher brachte denn nach dem Kaufe auch Herr von Schönberg seine ganz besondere Freude darüber zum Ausdruck, daß das Rittergut nicht in fremde Hände übergehe, sondern im Besitze der Gemeinde bleibe, die mit seinem Geschlecht seit 1533 vielfach verknüpft gewesen sei; und der Gemeinderat dankte dem Verkäufer für die vielfachen Beweise des Wohlwollens, das die Familie von Schönberg in den vergangenen Jahrhunderten wie jetzt beim Verkauf ihres Rittergutes der Gemeinde gezeigt habe.

Im Sommer 1908 wurde das Gemeindeamt in die Räume des ehemaligen Herrenhauses gelegt. Das war gleichsam ein sinnbildliches Zeichen dafür, daß ein freies Volk auf freiem Grunde sein Schicksal in eigene Hand nahm. Und wenn nun, im freien und starken Reiche unseres Führers Adolf Hitler, dieses alte und überlieferungsreiche Gebäude ein neues und schönes Aussehen erhielt, wie es unserer Zeit und unserem Ort entspricht, so soll uns das gleichfalls Sinnbild sein für den stolzen Neubau unseres Deutschen Reiches auf den alten und unvergänglichen Grundsteinen deutscher Kraft, deutscher Treue und deutschen Opfergeistes.

Versteht ihr nun, ihr Nachbarn rund um Gelenau, warum uns unser Rathaus soviel sagt? Warum es uns so wertvoll ist? Und warum wir auf unser altes Rathaus mindestens ebenso stolz wie ihr auf den prächtigsten Neubau? Rthr.

Von den Höllewerkzeugen im Frohnauer Hammer

Wir haben unseren Lesern schon mancherlei Bilder vom alten Hammer im Hüttengrund bei Annaberg gezeigt, heute aber erhalten wir eine recht anschauliche Aufnahme von dem Inneren des Hammerwerkes (siehe Bild 3. Seite), die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Wenn wir die vielen Zangen und Werkzeuge der alten Hammerschmiede an der Wand hängen sehen, fällt uns eine Sage ein, die H. Glas-Annaberg von einem anderen Hammerwerk im Erzgebirge — dem Hölhammer — zu erzählen weiß, die aber so recht geeignet ist, uns ein Bild zu geben von dem Leben und Treiben, das sich zur guten alten Zeit auch im Frohnauer Hammer abgespielt hat. Der Hölhammer — von dem die Sage erzählt — liegt in der Nähe von Klingenthal. Ihm geht's just wie dem Frohnauer Hammer. Schon viele Jahre liegt er still. Einstmals aber war er wegen des vorzüglichen Eisens, das dort hergestellt wurde, weit und breit bekannt. An einem kalten Wintermorgen gingen einige Hammerknechte zur Arbeit. Es war noch dunkel und die kalte Luft durchstrich die Nadelbäume zu beiden Seiten des Weges und warf die wirbelnden Schnee-

flocken den rasch dahinschreitenden Arbeitern ins Gesicht. Eben bogen diese um eine Waldecke, als der eine von ihnen strauchelte und zu Boden fiel. In der Dunkelheit hatte er den Gegenstand des Anstoßes nicht bemerkt. Als er nun nach demselben tastete, fand er einen vor Kälte erstarrten Menschen, der allem Anscheine nach erstoren war. Die äußerlich rauen Hammersleute waren aber doch nicht ohne Gefühl. Sie bedauerten den Armen, und wollten wenigstens den Versuch machen, ihn wieder zum Leben zurückzurufen. Sie hoben ihn auf und nahmen ihn mit. So erreichten sie mit ihrer Last bald das Hammerwerk. Hier legten sie den Erstarrten zu Boden und umgaben ihn mit einem Kranz von glühender Schlacke. Sie meinten, daß diese Wärme genügen müsse, um ihn wieder zu beleben, sofern noch ein Fünkchen Leben in seinem Körper war. Darauf begaben sie sich wieder an ihre Arbeit und kümmerten sich nicht mehr um den Fremden.

Das Feuer tat wirklich seine Wirkung. Das Lebensflämmchen regte sich wieder und wuchs, und plötzlich schlug er die Augen auf. Erschrocken blickte er in die Glut, die ihn um-

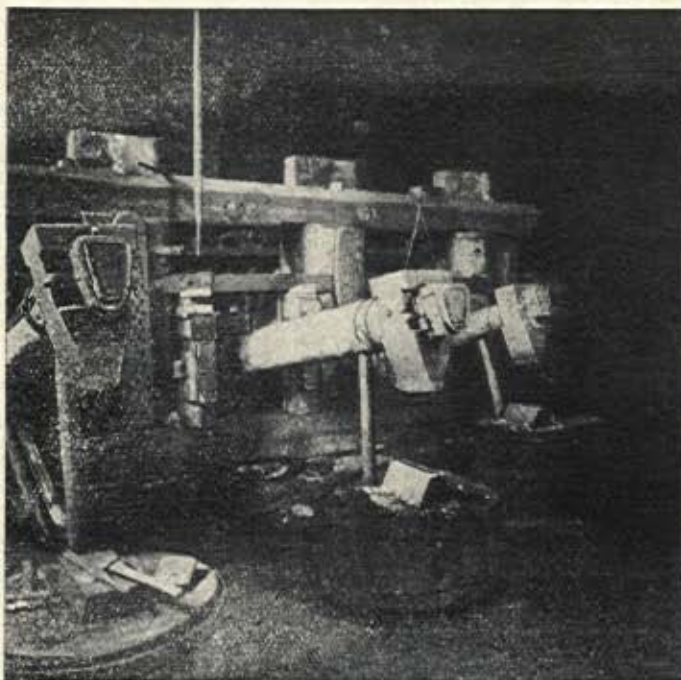


gaben, und er schauderte zusammen, denn in seiner gewaltigen Ueberraschung glaubte er sich in der Hölle zu befinden. Die Seelenangst begann ihn zu peinigen, alle Sünden seines Lebens fielen ihm ein, und er zitterte am ganzen Leibe. Die glühenden Schlacken umzischten ihn, die ruhigen Arbeiter am Hochofen hielt er für Teufel. Er wagte nicht, einen Laut von sich zu geben, und so blieb sein Erwachen unbemerkt. Jetzt öffnete sich die Tür und ein hoher stattlicher Mann trat herein, vom Kopf bis zu den Füßen in Pelz gehüllt, es war der Hammermeister, der nach der Arbeit sehen wollte und gerade auf den Fremden zuschritt. Jetzt war er ihm nahegetreten, und der Geängstigte rief in Todesangst, indem er die Hände faltete und sich auf die Knie warf: „Ach, gnädigster Herr Teufel, lassen Sie mich doch hier im Fegfeuer liegen, schonen Sie meine Seele! Lassen Sie mich nicht dort in die Hölle werfen! Ich war mein Lebtag ein ehrlicher Mann und bin mir wahrhaftig keines Verbrechens bewußt! Ich habe weder gestohlen noch betrogen, bin Sonntags zur Kirche gegangen und habe Gott stets vor Augen und im Herzen gehabt. Mein einziger Fehler war der, daß ich manchmal ein Gläschen über den Durst getrunken habe und dem Wirt ein paar Groschen schuldig geblieben bin. Der liebe Gott hat mich dafür schwer genug bestraft, er hat mich vor der Zeit sterben lassen und an diesen Ort der Verdammnis geworfen. Erbarmen Sie sich meiner und lassen Sie Gnade über mich ergehen. Man soll nie mehr über mich zu klagen haben, und keinen Tropfen will ich mehr über meine Zunge bringen!“

Der Hammermeister war von dem seltsamen Gebahren des Fremden nicht wenig überrascht und meinte, einen Wahnsinnigen vor sich zu haben. Er rief die Arbeiter herbei, die ihn nun darüber aufklärten, was sich zugetragen hatte. Und nun brach eine ungeheure Heiterkeit los. Es kostete indessen viel Mühe und Zeit, den Unglücklichen wieder in sein seelisches Gleichgewicht zu bringen, und endlich schied er dankbar von den schwarzen Männern, die ihn gerettet hatten.

Seit dieser Zeit wurde das Hammerwerk der Hölhammer genannt.

So ähnlich mögen wohl auch die alten Hammerschmiede zu Frohnau ausgesehen haben und wenn wir das untere Bild be-

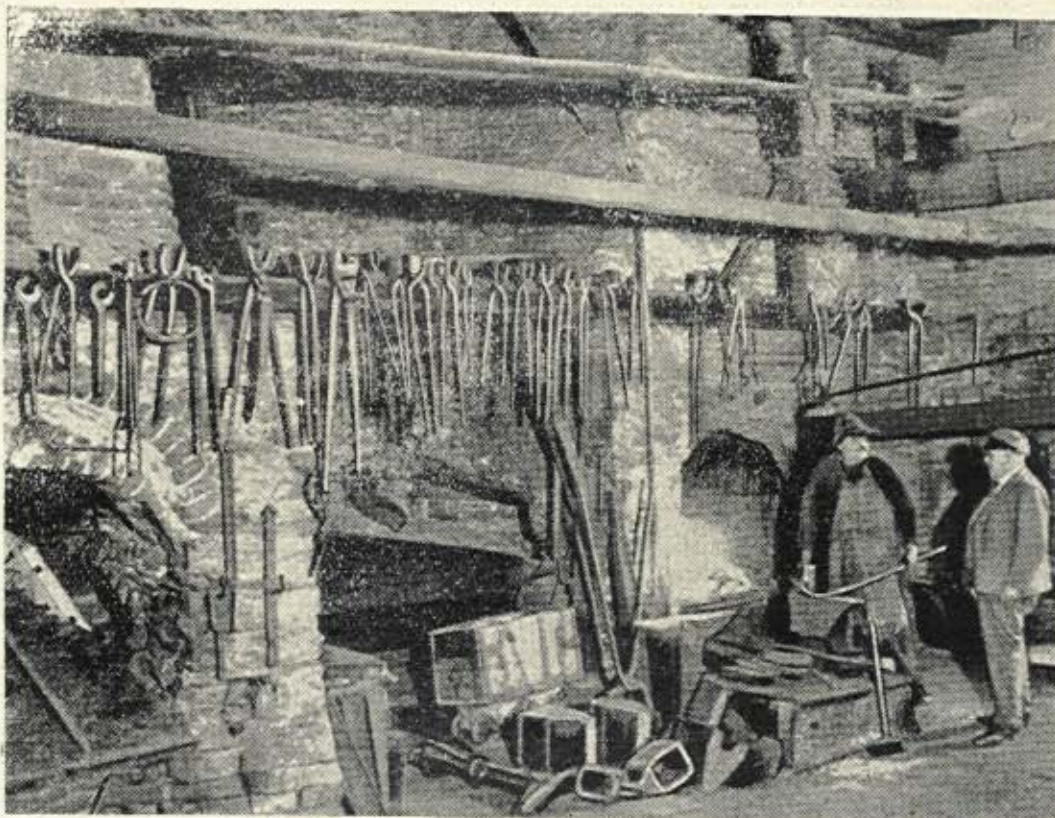


Es klopfen die Hämmer . . .

trachten, sehen wir auch das Feuerloch des Höllofens, in dem damals lustig die Flammen züngelten. Schwarze ruhige Gesellen, nur mit Hemd und Schurzfell bekleidet, standen an diesem Höllofenfeuer. Wegen der Hitze, der sie dauernd ausgesetzt waren, so schreibt Süßmilch, sei viel von ihrem Lohn aufs Getränk gegangen. Unser Hammerwirt hätte in diesen Gesellen heute bestimmt die dankbarsten Gäste. Auf untenstehendem Bilde scheint er einen Versuch zu wagen, den Hammergesellen daran zu erinnern, daß er eigentlich auch zu den Privilegierten „unbändig Hammerschmied“ gehöre und es sich in der Hammerschänke gut schmecken lassen soll. Der Besuch der alten Hammerwerke im Erzgebirge geht eben doch unter viel freundlicheren Umständen heute vor sich, als wie dies damals nach unserer Sage vom Hölhammer geschehen ist.

Die Zahl der Besucher ist auch

ständig im Anwachsen begriffen. Weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus ist das alte Hammerwerk in Frohnau bekannt geworden und nicht zuletzt ist es den „Kraftdurch-Freude“-Fahrern zu verdanken, daß das lustige Hammerschmied, welches man in froher Stunde gemeinschaftlicher Freude in der Hammerschänke gesungen, volkstümlich geworden und in aller Mund heute ist. Das kommende Frühjahr bringt neuen Wandertrieb und wenn unter der alten Hammerlinde auf der Wiese die ersten Blümelein



Neueste Aufnahme vom Innern des Frohnauer Hammers.

neugierig ihre Köpfe heben, werden wieder die großen Autobusse durch den Grund anrollen. Frohe Menschen werden kommen und sie werden den Hammer erleben, so wie er uns dank der Fürsorge und Pflege unseres Hammerbundes bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist. All diesen Besuchern, die wir auch in diesem Jahr erwarten dürfen, gilt zum Gruß unser erzgebirgisches Glückauf!

Ann-Christin *liebt nur einmal*

Roman
von
Susi
Teubner

(5. Fortsetzung.)

„Tja und darum möchte ich wohl gern ein Bild von Ihnen haben.“

„Sie sind aber anspruchsvoll.“

„Kann ich mir das nicht leisten?“

„Sie sagen das so anspruchsvoll, als wären Sie wirklich ein ganz großer Verbrecher.“

„Meinen Sie, man kann nur als Verbrecher anspruchsvoll sein?“

„Das allerdings nicht. Eigentlich ja doch im Gegenteil.“

„Das kommt ja so klein heraus.“

„So? das war nicht beabsichtigt. Ich würde eher sagen, nachdenklich.“

„Warum müssen Sie nachdenken, wie sich ein Verbrecher fühlt.“

„Weil ich das nicht so genau weiß, weil ich aber schließlich alles im Leben kennenlernen möchte, verstehen lernen möchte. Denn alles verstehen, heißt doch auch alles verzeihen können, nicht wahr?“

„So etwas konnte nur eine Frau sagen und eine Französin obendrein,“ bemerkte Robert Walter unwillig. „Das ist ein höchst gefährlicher Satz. Mit dem kann man unter die Räder kommen im Leben. Warum muß man alles verzeihen und alles verstehen? Im Gegenteil, vorwärts kommt nur der, der nicht alles verzeiht.“

„So zu sprechen und so zu denken kann sich nur ein Mann leisten. Wir Frauen müssen verzeihen, um uns manchmal nicht alles zu verbarrikadieren.“

„Was zu verbarrikadieren?“

„Den Rückweg zu irgendeinem fernen Glück.“

„Das verstehe ich nicht. Ein Glück, das ich nur erhalte unter der Bedingung, daß ich verzeihe! Ein solches Glück würde ich nicht mehr mögen.“

„Glück ist doch schließlich überwundener Widerstand, nicht wahr? Na also, haben Sie sich noch nie ein Glück erobern müssen.“

„Ja natürlich“ fiel Robert Walter ein, „erobern will ich es mir schon. Vielmehr gerade erobern will ich es mir. In den Schoß fallen darf es nicht. Aber das Erobern muß durch eignes Handeln geschehen, nicht durch passives Verzeihen.“

„Ich wünsche, daß Ihnen letzteres, was bestimmt viel viel schwerer für uns eitle Menschen ist, erspart bleiben möge.“ Die Frau seufzte fast unhörbar. „Sie sind halt doch noch sehr jung.“

Der Mann Robert Walter wäre bestimmt eben gekränkt gewesen. Lebenserfahrungen läßt man sich selten gern absprechen. Aber es saß da der Polizeileutnant Robert Walter auf dem Platz, der darum genau so scharf wie freundlich auf das zurückkam, was er wissen wollte.

„Aber wir sind von meiner Bitte abgekommen. Ich hätte wirklich gern ein Bild von Ihnen.“

„Und ich antworte Ihnen. Das ist nicht nur anspruchsvoll, nicht nur sehr anspruchsvoll, sondern sogar zu anspruchsvoll — ganz abgesehen davon, daß ich ja nicht immer, wenn ich einen Mann treffe, Bilder in meiner Tasche mit herumtrage, um sie freigiebig zu verteilen.“

„Dann darf ich mir aber vielleicht eines in den nächsten Tagen abholen.“

„Nein, das dürfen Sie nicht.“

„Wer bewacht Sie denn so streng, daß man Sie nicht besuchen darf.“

„Niemand — oder doch! Eine alte, halb taube, halb blinde Kinderfrau.“

„Na also — wo wohnten Sie doch?“

Das wirkte eben wie ein Stich. „Ich habe Ihnen doch überhaupt noch nie gesagt wo ich wohne. Wie können Sie so fragen?“

„Sagten Sie nicht, Sie wohnen in Karlshorst?“

„Ja, aber niemals in welcher Straße.“

„Warum niemals — und woher wissen Sie das so genau?“

Ann-Christin begriff selbst nicht, warum ihr immer unbehaglicher wurde. „Weil — ja darauf kann ich Ihnen eben wirklich keine Antwort geben.“

„Na sehen Sie. Dann können Sie es mir aber wohl jetzt verraten: Straße, Hausnummer, Stockwerk, Zahl der Zimmer und noch viel mehr.“

„Wohl auch noch, wann ich polizeilich gemeldet bin, was?“

„Sehr wichtig.“

„Irgendwie müssen Sie kriminell veranlagt sein. Wenn nicht als Verbrecher, dann als Gegenteil, als Diener des Staates. In Romanen überschneidet sich das ja auch wohl manchmal.“

„Sie haben es erfasst.“ Er griff in die Brusttasche und zeigte ihr lächelnd seinen Polizeiausweis.

Ein paar Funken tanzten wie kleine Teufelchen im Aschebeher. So hastig und heftig drückte Frau Ann-Christin ihre Zigarette aus. Ihre Hand fuhr zur Tasche. Das Seidenpapier der Perlenkette knisterte. Heiß und kalt wurde ihr. Das Blut kam und ging. Ihre Wangen wurden dunkelrot und schneeweiß. Die Frau wußte in diesem Augenblick wohl selbst nicht: war es vor Freude oder vor Schreck. Ging das alles doch mit dieser Kette zusammen? Aber anders als Sie gedacht? Ihr Hals war wie zugeschnürt, ihr Kopf leer. Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Aprupt stand sie auf. Ja, sie schwankte sogar ein wenig dabei. Ihre Hände hielten sich an der Tischkante, sie sahen weißer aus noch als das Tischtuch. Ihr Mund versuchte ein lebenswürdiges Lächeln: „Seien Sie nicht böse. Mir ist plötzlich nicht gut. Ich muß nach Hause.“

Polizeileutnant Walter hielt den Kopf gesenkt. Er war sehr, sehr traurig. Seine Worte klangen mühsam. „Ich möchte Sie begleiten. Vielleicht ist es nötig, daß ich Ihnen unterwegs beihilflich bin.“

Die Frau nickte. Sie war im Augenblick zu sehr vor den Kopf geschlagen, um etwas zu sagen. Sie widersprach auch nicht, als er eine Tasse heranrief. Mechanisch nannte sie ihre Wohnung. Die Gedanken fuhren in ihrem Kopf wie Züge auf einem Rangierbahnhof.

Als sie eine Stunde später vor ihrer Haustür hielten, wußte Ann-Christin zwar immer noch nicht, was es mit der Perlenkette auf sich hatte. Aber sie war doch irgendwie froh, daß der Mann da neben ihr kein Verbrecher war. Ja, sie war sogar froh, daß er noch neben ihr saß, bei ihr saß. Sie dachte: schlafen kann ich jetzt doch nicht. Wenn ich ihn auffordere, noch einen Cocktail bei mir zu trinken, kann ich wenigstens nicht grübeln.

Er bezahlte die Tasse, sie steckte den Schlüssel in die Haustür und sagte dann: „In der frischen Luft ist mir besser geworden. Mögen Sie mir noch ein Stündchen Gesellschaft leisten.“

Der Mann war erstaunt. Er guckte sie verblüfft an und wußte nicht, wie er diese Aufforderung werten sollte. Er

klappte die Haden zusammen und jagte ehrlich — in diesem Augenblick ehrlich sowohl als Mann wie auch als Polizeileutnant: „Schrecklich gern“.

Sie rieten in den Fahrstuhl. Die Frau drückte auf den Knopf: 2. Stock. Dann standen sie vor der Wohnungstür, die Ann-Christin öffnete. „Von Deden“ stand auf dem Schild und Walter, der jetzt so gern die unsichtbare Uniform ausgezogen hätte, wurde wieder daran erinnert, daß diese Frau ja irgend etwas Unklares, wenn nicht Schlimmeres an sich hatte.

Sie hatte sich Ann-Christin Reinhardt genannt. Warum? War es nur Freude an Komödie? Der junge Leutnant beschloß, den Stier bei den Hörnern zu packen. Sie saßen in dem wunderhübschen, kleinen Wohnzimmer. Alles war ganz in tiefem Kupferrot gehalten. Da fragte der Mann auf einmal: „Ach bitte, seien Sie doch ehrlich. Warum sagten Sie: ich heiße Ann-Christin Reinhardt?“

Die Frau stand an ihrem Leewagen. Ihre schmale Figur zuckte wie eine junge Birke unter einem heftigen, plötzlichen Windstoß. Sie stellte das Glas, das sie gerade hielt, wieder aus der Hand und setzte sich halb auf die Lehne ihres Sessels. Ihr russisch-grünes Kleid hing wunderbar über dem weichen Kupferrot des Velvetbezuges. Sie hatte zweimal den Blick gehoben und wieder gesenkt. Dann guckte sie den Mann groß und voll an.

„Weil ich es manchmal vergessen möchte, daß ich den Namen meines geschiedenen Mannes beibehalten habe.“

Da war es an dem jungen Robert Walter, zu Boden zu gucken. Ann-Christin nahm das Glas wieder zur Hand. Sie ergriff eine Flasche, noch eine. Sie nahm den Mixer. Kein Wort fiel zwischen den beiden. Es sah sehr gut aus, wie sie da mit ihren geschickten Händen den Cocktail schüttelte. Ihre Bewegungen wirkten wohlthuend. Es war eine volle Harmonie zwischen dieser Frau und ihrer Umgebung. Vielleicht fehlte noch weiche, ferne Musik, war die Empfindung des Mannes. Er sah sich um: kein Radio, kein Grammophon. Als hätte Ann-Christin die Gedanken erfasst, sagte sie plötzlich: „Ja, ich bin so lächerlich altmodisch. Blechmusik mag ich nicht leiden. Musik muß unmittelbar wirken, nicht durch Mechanik übertragen und mag es die allerfeinste sein.“

Mit ihrem weiten Schritt, ihrem weichen Gang ging sie zu dem alten, schönen Kellner, schob ihn zurück. Die Flügeltüren waren ganz zurückgeschlagen und der Mann konnte in ein zweites Zimmer hineinschauen. Offensichtlich das Schlafzimmer. Es war mattgrün gehalten. Die Möbel elfenbeinfarben. Er konnte nicht genau erkennen: war es das Fußende des Bettes, war es daneben vielleicht ein Toiletentisch? Das Licht fiel nicht klar genug dorthin. Deutlich aber war ein großer, schwarzer Beschteinsflügel zu sehen. Der Mann hatte die Empfindung, sich noch einmal die Augen reiben zu müssen. So unwirklich mutete ihn der Flügel da drüben an.

Ann-Christin merkte das wohl. Sie lächelte und sagte dann mit ihrer warmen, belegten Stimme: „Darüber staunt

jeder. Erstens ist ein Flügel heute überhaupt etwas Seltenes geworden und erst recht in einer Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung. Zweitens, daß ich das gute Stück in mein Schlafzimmer stelle. Darum will ich Ihnen erklären: der Flügel steht drüben, weil ich hier zu wenig Platz dafür hätte und weil er drüben in die Farbwirkung besser hineinpaßt. Sie müssen nicht lachen. Ich bin darin sogar sehr empfindlich. 3. B. heut' gefällt mir Ihr Schlips zum Anzug besser als das vorige Mal“.

Natürlich jagt der Mann sofort nach seiner Krawatte. Ann-Christin aber fuhr fort: „Drittens ist der Flügel so eine Art kleines Heiligtum von mir, das nicht jeder zu beaugenscheinigen braucht und womöglich Ansprüche zu stellen beabsichtigt. Sie brauchen gar nicht so erstaunte Augen zu machen. Ich bin nämlich, besser: ich war Sängerin. Zur Zeit gebe ich Stunden. Dann kann ich den Flügel durch die weite Tür bequem rücken. Andererseits brauchte ich mich auch nicht zu

schämen, im Schlafzimmer Unterricht zu geben, weil es sowohl hübsch wie ordentlich ist. Außerordentlich jedenfalls“, fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu.

Robert Walter schwie. Er wußte nicht, durfte er sich nun freuen an dieser Frau oder nicht.

Ann-Christin aber hatte auf einmal das Bedürfnis, sehr ehrlich zu sein. Sie fing von neuem zu sprechen an, halb scherzend, halb wehmütig: „Das ist übrigens — bisher vielleicht unbewußt — ein Grund, weshalb ich gerne sage: Ich heiße Ann-Christin Reinhardt. Ich stelle nämlich gern fest, ob jemand überhaupt noch meinen Namen von früher her kennt. Von den Konzertsälen, von den Vitasäulen, von den Zeitungen. Er hatte einen guten Klang.“ Die

Frau hob ihr Glas, sie schob dem Mann das seine zu — „Zum Wohl!“

Wenn der gemeinsame Bekannte Dr. Karthesius etwas von diesem Abend Ann-Christins und des jungen Polizeileutnants Robert Walter geahnt hätte, er wäre gewiß nicht so vergnügt zu seiner Verabredung lospaziert, wäre überhaupt nicht so unternehmend während der weiteren Stunden gewesen, so ausgesprochen guter Dinge. Aber was man nicht weiß, macht einem nicht heiß. Zu diesen halb beneidens- halb bedauernswerten Menschen gehörte Dr. Karthesius an diesem Abend.

Fünf Minuten nach halb neun stand er an seinem Rendezvous-Platz, auch noch zehn Minuten später, 15 Minuten, 25 Minuten später. Und — er war nicht einmal böse darüber, daß Carla sich so verspätete, ja, daß sie vermutlich gar nicht mehr kommen würde. Denn mehr als um das akademische Viertel verspätete sich Carla sonst nicht. Sie hatte zwar nie etwas mit der Universität zu tun gehabt. Aber sie kam gern, wenn sie sich verabredet hatte, genau um ein Viertelstündchen zu spät, nicht mehr und nicht weniger, um dann mit einem möglichst intelligenten Gesichtchen gleich loszuplappern. „Nicht wahr, das akademische Viertel ist doch erlaubt!“

(Fortsetzung folgt.)



Lindbergh über den Pyramiden

(Pressephoto, R.)

Unser Bild zeigt das Flugzeug des bekannten Flieger-Obersten beim Flug über die Pyramiden auf dem Wege nach Bagdad.



FILM und TON

„Stärker als Paragraphen“ —

Kriminalfilm auf neuen Wegen / Von Regierungsrat Alfred Klütz, Leiter der Justizpressestelle Berlin.

Hat der Kriminalfilm noch eine Daseinsberechtigung? — Die Antwort auf diese Frage kann nur lauten: Ja! Diese Erkenntnis ist nicht nur durch die Tatsache beeindruckt, daß unser deutsches Kinopublikum immer wieder nach dem unterhaltenden, spannenden Kriminalfilm verlangt. Ihr trägt auch die Einstellung amtlicher Stellen Rechnung. Allerdings — und hier kommt das „Aber“ — für den Verbrechertum, den man früher in stets gleicher Form nur unter wechselnder Beleuchtung in den Kriminalschmarrn trieb, ist heute kein Raum mehr. Muß man deshalb nun gegen jedes derartige Erzeugnis deutschen oder ausländischen Ursprungs, das sich auch heute von Zeit zu Zeit einmal in das Programm eines Lichtspieltheaters einzuschleichen versucht, amtlicherseits ohne weiteres mit Verboten vorgehen? — Nein! Meistenteils übt das Publikum selbst die beste und wirksamste Zensur aus, indem es kein Verständnis für derartige Filme zeigt. Das Ausbleiben der Besucher läßt den Bildstreifen sehr bald wieder aus dem Spielplan verschwinden, und der mangelnde Kassenerfolg ist für Verleih und Produzenten ein bitterer aber zuverlässiger Gradmesser für die mangelnde Qualität. Diese Beobachtungen haben auch die Einstellung der Justizpressestelle gegenüber Kriminalstoffern bestimmt, die ihr von der Filmindustrie zur Begutachtung vorgelegt wurden. In der Hand der Filmindustrie lag es, sich die amtliche Unterstützung zur Beschreitung neuer Wege mit dem Ziel der Schaffung des ebenso spannenden, ebenso publikumswirksamen, in seinem Aufbau aber bejahenden Kriminalfilmtyps nutzbar zu machen. War es mangelndes Verständnis oder mangelnder Mut, wenn es dennoch lange gedauert hat, bis ein Verleih diesen Versuch unternahm? — Jetzt jedoch scheint der Bann gebrochen zu sein, und es bleibt — auch vom Publikum aus — nur zu hoffen, daß der „Reißer“ alter Schablone als nicht gerade sehr angenehme Erinnerung sein Dasein in den Filmarchiven seiner Erzeuger und Verleiher endgültig beschließt. Den neuen Weg will der Film „Stärker als Paragraphen“ aufzeigen. Schon jetzt haben Presse, Publikum und die Fachwelt des Rechtswahrs ihm das stärkste Interesse entgegengebracht, nicht nur weil er eine wirklich lebensnahe und immer noch viel

umstrittene Frage, nämlich die nach den Grenzen der Schweigepflicht des Rechtsanwalts, in den Mittelpunkt einer bewegten Spielhandlung stellt, sondern weil er dem Film läßt, was des Filmes ist: dramatische Verdichtung menschlicher Konflikte, künstlerische Gestaltungsfreiheit und Spannung im Zwischen- und Endspiel. Vielleicht auch ein „Reißer“, aber bestimmt nicht so plump und billig gestaltet, daß er trotz äußerer Spannung im Innersten kalt läßt. Damit unterscheidet er sich von dem Kriminalfilm von einst. Damit zeigt er seinem Beschauer die kriminalistische Atmosphäre in einem anderen Licht als seine Vorgänger.



Nulla poena sine lege Nullum crimen sine poena

Kriminalfilm bedeutete bislang nichts anderes als Sensationsfilm. Man ging ins Kino, um eine aufregende, spannende Handlung zu sehen, bei deren Darstellung die Hauptrolle der Autoren und der Regisseure gewesen war, durch möglichst große Verwicklungen und Tricks die Schluslösung so lange wie möglich hinauszuschieben und nichts von ihr ahnen zu lassen. Der Film peitschte die Gemüter auf, ohne ihnen einen nachhaltigen Eindruck zu verschaffen. Neben dem leichteren Amüsierfilm stand so der Kriminalreißer auf nicht viel höherem Niveau. Mehr und mehr können wir heute Zeuge des Bestrebens sein, den Film im allgemeinen auf eine gehaltvollere Basis zu stellen, man ist um eine künstlerische Formung der Stoffe bedacht, man ist selbst schon des öfteren bemüht, dem Unterhaltungsfilm einen Inhalt zu geben, der eine engere Verbindung zu den Trägern des Lebens aufweist und so geeignet ist, in rein menschlicher Beziehung die Zuschauer des Filmtheaters zu packen. Zu diesen Versuchen ist der neue Film „Stärker als Paragraphen“ zu zählen. Die beiden Grundmotive der Handlung, Kriminalistik und Liebe, stempeln ihn zum Unterhaltungsfilm. Es ist aber nun keineswegs so, daß ein Mörder und ein liebendes Mädchen etwa nach Art alterhergebrachter Kriminalkolportage in Beziehung zueinander stehen und auf solche Weise den Film handlungsmäßig beherrschen. Beide Figuren sind zwar vorhanden, aber sie haben nichts miteinander zu tun; ja, beider Schicksal erhält erst Bedeutung durch die Verbindung zu der Figur, die die tiefere Idee in die Filmhandlung hineinragt und somit zur Hauptgestalt wird. Das ist

der junge Rechtsanwalt, der als der gesetzliche Vertreter des Mörders sich entscheiden muß, ob er die Schweigepflicht, die ihm seinen Klienten gegenüber aufgegeben ist, innehalten und sein Gewissen damit belasten will, das Leben eines unschuldig des Mordes Verdächtigen verpfuschen zu helfen, oder ob er durch die Preisgabe seines Berufsgeheimnisses den wirklichen Mörder der gerechten Strafe zuführen und damit einer höheren Gerechtigkeit und der Wahrheit zum Siege verhelfen will.

Zu den rein unterhaltungsmäßigen Momenten, die mit der kriminalistischen Aufdeckung des Mordes und ferner auch mit der das Geschehen begleitenden Liebeshandlung zwischen dem Rechtsanwalt und der Richtin des Ermordeten gewährleistet sind, tritt somit ein wichtiges Problem, das die Figuren in sich trägt und der Gesamthandlung ein ethisches Fundament gibt. Es kommt hinzu, daß dieses Problem mitten aus dem Leben der Gegenwart gegriffen und für die Entwicklung der Rechtspflege von hervorragender Bedeutung ist. Es ergab sich die Möglichkeit, Zielsetzung u. Grundgedanken heutiger deutscher Rechtsprechung und Rechtsauffassung hier an einem Beispiel vor Augen zu führen, für eine wesentliche Frage der Justiz auf solchem Wege das Volk zu interessieren und somit gleichzeitig verbindend zwischen Volk und Justiz zu wirken.

Die Hauptaufgabe war damit für den Drehbuchautor Kurt J. Braun und den Regisseur Jürgen von Alten, eine von Grund auf lebensrechte Handlung zu schaffen. Sie durfte wohl alle Merkmale eines Unterhaltungsfilmes haben, sie durfte und mußte Spannung erhalten, sie durfte sogar sensationell werden, nur sollten dabei indessen niemals Momente von außen, des bloßen Effektes wegen, herangezogen werden; alles mußte sich organisch dem Handlungsverlauf verbinden, dem Geschehen immanent sein. Der Schwerpunkt mußte von vornherein auf der Herausarbeitung der geistigen Linie, auf der Betonung der seelischen Vorgänge liegen. Nur von hier aus konnte alle Wirkung erzielt werden. Niemals durfte mit groben Mitteln gearbeitet werden, und selbst die abstoßenden Figuren, der Wechselfältscher Börik und der Winkelbankier Hubricht, der von diesem ermordet wird, mußten in ihren Charakteren psychologisch glaubhaft und lebenswahr geschildert werden.

Diese Forderungen sind innegehalten worden. Mit Geschick hat man es vermieden, aus äußerem Geschehen Wirkungsmöglichkeiten herauszuholen. Es erhöht den künstlerischen Wert des Filmes, daß beispielsweise darauf verzichtet wird, den Schuß hören zu lassen, dem Hubricht erliegt, oder daß davon abgesehen ist, bei der Untersuchung des Tatortes durch die Kriminalpolizei die Leiche des Ermordeten auf der Leinwand zu zeigen oder den Schrecken der Richtin Hubrichts beim Erfassen des Mordes auszuspielen zu lassen.

Mit bezwingender Logik vollzieht sich das gesamte Geschehen, der lebensrechte Ablauf des kriminalistischen Verfahrens ist durch die Ueberschreibung des Buches und Ueberschreibung der Aufnahmen durch den Leiter der Berliner Justizpressestelle, Regierungsrat Klütz, gewährleistet.

So ist mit „Stärker als Paragraphen“ ein Kriminalproblemefilm entstanden, der dem Filmschaffen mit der Neubelebung des Kriminalfilms ein ganz neues Stoffgebiet erschlossen hat.

Ein junger Regisseur

„Stärker als Paragraphen“ ist der erste große Film, den Jürgen von Alten als Regisseur geschaffen hat. Wie in seinen sehr eindrucksvollen kriminalistischen Kurztonfilmen („Ein besserer Herr sucht Anschluß“ oder „Letzte Grüße von Marie“), die unter Benützung von Polizeiakten entstanden, so wurde ihm auch in diesem Film ein kriminalistisches Thema gestellt. Seine besondere Aufgabe war es, hier bei aller wahrheitsgemäßen Schilderung des Geschehens dem Film eine künstlerische Linie zu geben,

ohne aus äußeren Umständen herleitbare Effekte zu arbeiten, lediglich aus seelischen Zusammenhängen die gesamte Handlung sich entwickeln zu lassen. Der junge Regisseur, der das Theater als die unumgänglich notwendige Vorstufe für den Film betrachtet, hat sich zu diesem Film alle seine Darsteller von der Bühne geholt: Paul Hartmann, Alibert Wälscher, Walter Frank, Karl Stepanek, Kurt Hellmer und die weibliche Hauptdarstellerin Manja Behrens.

Jürgen von Alten ist sich der, gegenüber der Theaterregie so gänzlich anders gelagerten Aufgabe des Filmspielers, bewußt. Die letzte Verantwortung für jede einzelne Szene liegt bei der Film-

aufnahme immer beim Spielleiter, der unbedingt den gesamten Film in jeder Sekunde vor Augen haben muß, um den Darstellern die nötigen Erklärungen über Situation u. Stimmung der einzelnen Szene, die ja stets losgelöst von allem Zusammenhang vor die Kamera genommen wird, geben zu können. Dafür hat er beim Film eine Möglichkeit, die auf der Bühne wegfällt: die Einflußmöglichkeit auf den Schauspieler während der Darstellung.

Jürgen von Alten ist von jeher — auch schon während seiner Berliner Theaterstätigkeit — ein Förderer junger Begabungen gewesen. In „Stärker als Paragraphen“ stellt er neben Ursula Herting, die aus einigen Kurztonfilmen bekannt ist, vor allem die junge Dresdner Schauspielerin Manja Behrens heraus.



Die Vernehmung vor dem Untersuchungsrichter

Fotos Minerva-Lobis Europa / Zeichnung Walter Hofeloff, Berlin (W)



Aussage vor dem Großen Schwurgericht

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt



Von der 50-Jahrfeier des Zitherklubs

„Alpenrose“ Buchholz

Nebenstehend links bringen wir 2 Aufnahmen vom Konzert anlässlich des 50jährigen Bestehens des Zitherklubs „Alpenrose“ Buchholz am 27. Februar 1937 im Deutschen Haus. Die sehr gut besuchte Veranstaltung, bei der Bürgermeister Schimpf die Festrede hielt, nahm einen glänzenden Verlauf.



Glatteis verursachte einen Verkehrsunfall

Ein nicht alltäglicher Verkehrsunfall ereignete sich in Annaberg. Ein die Wolksteinstraße stadtwärts fahrender Verkehrsomnibus kam infolge des durch niedergehenden Sprühregen entstandenen Glatteises ins Rutschen und stellte sich quer zur

Fahrbahn, diese vollständig sperrend. Hierbei fuhr dieser Wagen an das Hausgrundstück Nr. 20, zertürmerte die Schaufensterscheibe u. warf eine starke Steinfäule um. Als ein großes Glück ist es zu bezeichnen, daß von den mitfahrenden Fahrgästen niemand verletzt worden ist. Ein vor dem „Brauhaus“ parkender Personenkraftwagen wurde gestreift und beschädigt. Er mußte abgeschleppt werden. Der Omnibus konnte seine Fahrt mit eigener Kraft fortsetzen. Der Schaden am Haus ist erheblich. Es wurde sicherheitshalber abgestützt.

Ein goldenes Jubelpaar n Eranzahl

Ein ehrenwertes, greises Paar, Schuhmachermeister Max Schwißner und seine treue Lebensgefährtin Marie geb. Brunert konnten am 1. März in körperlicher und geistiger Rüstigkeit das so seltene Fest der goldenen Hochzeit feiern. Möge dem jehden Jubelpaar, welches überies jahrzehntelang Leser der Heimatzeitung ist, noch lange der Herrgott einen gemeinsamen und beschaulich-sonnigen Lebensabend beschicken. Dazu die besten Wünsche.



Die „Emden“ in Schanghai

Der deutsche Kreuzer „Emden“ war auf seiner Weltreise in Schanghai, so er (siehe Bild unten) im Whang-oo inmitten chinesischer Dschunken und der für Schanghai typischen kleinen Ruderboote vor Anker ging. (Scherl Bilderdienst, K.)



Meisterschild für das Kraftfahrzeug-Handwerk

Korpsführer Hühnlein hat, um die Zusammenarbeit zwischen NSKK u. dem Kraftfahrzeug-Handwerk auch äußerlich zu dokumentieren, für besonders zuverlässige Meister dieses Handwerks ein Meisterschild gestiftet. Das Meisterschild des Korpsführers (siehe Bild unten rechts) wird an die Außenfront der Werkstatt angemacht u. weist sie als vom NSKK besonders muster-gültig anerkannt aus. (Scherl Bilderdienst, K.)

